47 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1901

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Pflicht.

Novelle von E. Karl.

(Schluß.)

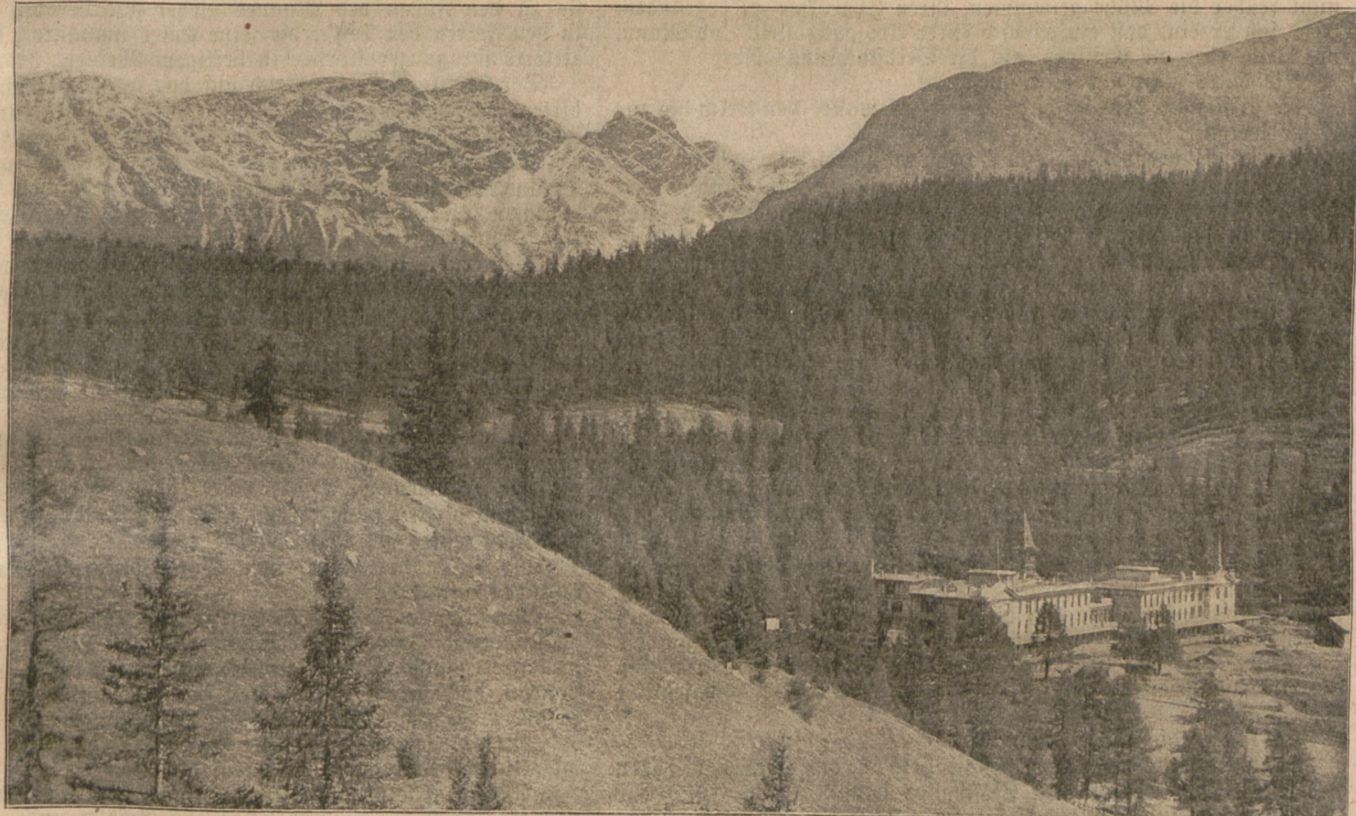
Es kommt mir fast wie ein Unrecht vor, liebste Hertha, mich zu Dir so über meinen Mann zu äußern, allein es ist so schwer, nie aussprechen zu dürfen, was Kopf und Herz beschäftigt, neben dem geliebtesten Wesen hergehen zu müssen, ohne ihm das eigene Gedankenleben erschließen, ohne das seinige kennen zu dürfen.

„Ich bin überzeugt, sollten einmal wichtige Schicksalsfragen an uns herantreten, so würde Kurt sie allein erledigen und ich stünde wie ein unmündiges Kind daneben.

„Ein unmündiges Kind — indem ich die Worte niederschreibe — wird mir klar, daß sie die Stellung, welche mein Mann mir angewiesen hat, am klarsten kennzeichnen. Ein Kind am Geiste bin ich, ist jede Frau in seinen Augen. Er liebt mich mit seinem ganzen Herzen, er sorgt für mich, er tändelt mit mir — aber daß ich Geist bin von seinem Geiste, daß ich mich als selbständiges Individium fühle, weiß er nicht, will er nicht wissen, denn ich soll es nicht sein, soll Wachs sein in seiner Hand, das er formt nach seinem Gefallen.

„Ich füge mich ja und füge mich so gerne, weil ich ihn über alles liebe, aber Gott behüte mich vor einem Konflikt zwischen seinem Wollen und meinem Gewissen. In diesem Falle würde es einen harten Kampf zwischen uns geben. Ich würde ihm beweisen müssen, daß auch ich Charakter habe und nicht thun kann, was gegen meine Ueberzeugung geht.“

Kurt ließ dann schwer atmend die Hand mit dem Briefe sinken, dann fuhr er sich wie träumend über die Stirn. —



Die neuerrichtete deutsche Lungenheilstätte in Davos. (Mit Text.)

Also so stand es. Erika hatte an seiner Seite gehungert und gedürstet nach geistiger Speise, während er sie vollauf befriedigt wähnte, wenn er einen Roman, eine flott geschriebene Reisebeschreibung mit ihr las.

Sie hatte teil haben wollen an seinen Gedanken, mitarbeiten am Webstuhl ihres gemeinsamen Lebens, wo er geglaubt hatte, ihr dasselbe fertig unter die Füße breiten zu müssen. Sie hatte damals schon einen schweren Konflikt zwischen ihnen für möglich gehalten, es war nicht sich plötzlich auflehnender Eigensinn gewesen.

Freilich, wenn sie war, wie Hertha. Und warum sollte sie nicht. Auch diese hatte etwas durchaus Sanftes, Weibliches und erfüllte ihre Obliegenheiten in musterhafter Weise. Während sie mit ihm über weiß Gott welche Themen disputierte, förderten ihre Hände so geschickt den Strickstrumpf, als sei sie allein dazu erzogen, und auch das interessanteste Buch hatte sie noch nie verleitet, ihm die Medizin auch nur eine Minute zu spät zu reichen.

Burghof saß in sich versunken, bis Schwester Hertha ihn zu mahnen kam, das Bett wieder aufzusuchen. Sie sah bleich aus und warf einen prüfenden Blick auf seine erregten Gesichtszüge, sprach aber kein Wort über die vor ihm liegenden Briefe.

Einige Stunden später nahm er dieselben wieder zur Hand.

Er durchlebte, indem er sie las, noch einmal die ganze glückliche Zeit seiner Ehe, jede Kleinigkeit, die seinem Gedächtnis längst entfallen, stand wieder auf, und wie ein roter Faden zog sich durch alle Schilderungen ihre unendliche Liebe zu ihm, das große Glück, das sie in seinem Besitz empfand. Das hinderte sie aber nicht, gelegentlich erneute Klagen über sein fehlendes Verständnis ihres Innenlebens einzuflechten, die sich nach und nach in Resignation verloren.

Nun war er bis zur Uebersiedlung ihrer Mutter nach seinem früheren Wohnort gekommen. Welches Glück atmeten die ersten Briefe. „Nun habe ich, was ich liebe, beisammen,“ hieß es an einer Stelle, „wie danke ich meinem lieben einzigen Kurt.“

Aber bald schlug die Schreiberin wieder andere Töne an. Sie klagte über seine Eifersucht auf die arme kranke Frau und wie er so gar nicht begreifen wolle, daß das Menschenherz einen unerschöpflichen Reichtum an Liebe besitze. Wie er sich immer durch ihre Sorge um die Mutter benachteiligt fühle und ihr die Erfüllung ihrer doppelten Pflicht so sehr erschwere. Aber wie sehr Kurt auch spähte, nie fand er die Erwähnung irgend einer unliebsamen Scene zwischen ihm und Erika, nie die Wiedergabe eines unfreundlichen Wortes. Bei aller Offenheit gegen die Freundin hatte sie den Schleier der Diskretion stets festgehalten, sie hatte ihn stets geschont.

Hastig überschlug er eine ganze Reihe von Berichten, um zum Kapitel seiner Versetzung zu kommen. Da war ein Brief — er meldete zuerst Thatsachen und dann hieß es:

„Es ist gekommen, wie ich es einst gefürchtet, Hertha; Kurt hat über mich verfügt und ich kann nicht gehorchen; es geht gegen meine Natur — ich kann nicht, kann nicht, auch wenn ich wollte. Daß es eine Grausamkeit ist, die er mir zumutet, will ich ihm nicht zur Last legen, denn er weiß es nicht. Er kennt nicht das zarte Band zwischen Mutter und Kind, und er hat keine Ahnung, was dem Kranken die liebevolle Hand der Pflegerin wert ist. Es handelt sich zwischen uns auch nicht um die Sache, sondern um das Prinzip; Kurt will seinen Herrenwillen durchsetzen und ich mich nicht zum willenlosen Objekt herabwürdigen lassen. Ich könnte mich selbst nie mehr achten, wenn ich es thäte. Kein Mensch darf den andern zwingen wollen, zu thun, was gegen seine Natur streitet, das heißt, die Menschenwürde in ihm beleidigen.

„Entweder mein Mann zollt mir jetzt die Achtung, die ich als ebenbürtiges Individium fordern darf, oder — ach Hertha, über dieses „oder" komme ich nicht hinaus, ich liebe ihn ja so grenzenlos, aber meine Selbstachtung kann ich auch meiner Liebe nicht opfern."

Kurt warf den Brief beiseite und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Ein ebenbürtiges Individium, ein guter Kamerad, der mit ihm in gleichem Schritt durchs Leben ging", das hatte sie sein wollen, den Platz verlangte und den Platz verdiente sie auch. Neben ihm als Geistesgenossin hatte sie stehen wollen, und er hatte sie an der Hand zu führen gemeint, im Notfalle mit Gewalt, wie man ein störrisches Kind führt. Jetzt, da er so tiefe Blicke in ihre Seele gethan, jetzt verstand er sie. Er wußte, nachdem er selbst ein so schweres Krankenlager durchgemacht, wie Ungeheures er ihr in Bezug auf ihre so inniggeliebte Mutter zugemutet hatte. Aber auch er mußte sich gestehen, daß das Prinzip hier das Entscheidende gewesen war. O, warum hatte er sich nicht früher die Mühe genommen, ihren Charakter zu ergründen. Jetzt sah er ein, daß ein Mensch ihrer Art ganz gleich, ob Mann, ob Weib, eher die Existenz, als die Selbstachtung opfert.

Sie hatte nicht anders können.

Er griff nach dem nächsten Briefe, er wollte den Kelch bis zur Neige leeren.

Der Brief begann wie ein Schmerzensschrei.

„Es ist zu Ende, Hertha, zu Ende mit meinem Glück. Das Paradies der Liebe hat sich für mich geschlossen, und ich muß hinaus in die kalte Welt. Ich kann nicht einmal weinen, wie um etwas Liebes, Verstorbenes, mein Glück hat sich nur als Irrtum erwiesen, Kurt hat mich nie geliebt. Mit dem, was er mir that, hat er sich für immer von mir gelöst, er hat mir bewiesen, daß er mich nicht achtet, wie hätte er sonst ein weiteres Zusammenleben nach seinem wahnsinnigen Schritt für möglich halten können. Hat er wirklich geglaubt, ich würde, um meine bedrohte Existenz zu retten, zu Kreuz kriechen wie ein geschlagener Hund? Nimmermehr, nimmermehr! Man kann nur lieben, was man achtet, aber nicht, was man unter die Füße tritt. Ich bin zu stolz, einem Manne anzugehören, dem ich nichts bin als ein Spielzeug seiner selbstherrlichen Laune. Das Band zwischen uns ist zerrissen für alle Zeit."

Es war Nacht geworden; Schwester Hertha hatte längst die Lampe entzündet und besorgte Blicke auf den Mann geworfen, der wie geistesabwesend vor sich hinstarrte und ihre leise Frage nach seinen Wünschen nicht beantwortete. Nur als sie behutsam die auf seiner Bettdecke liegenden Briefe forträumen wollte, um ihm die Abendmahlzeit zu reichen, wehrte er ihr, lehnte auch jegliche Speise ab.

So lag er die ganze Nacht.

Draußen tobte der Sturm und führte auf den empörten Wogen des Flusses die zerbrochenen Eisschollen dahin.

Es wogte und wühlte, klirrte und barst, aber dem kundigen Ohr waren es Frühlingsklänge.

Wer wollte sagen, was in der Brust des Mannes stürmte und tobte, der Kampf war nicht minder wild wie draußen in der Natur, aber Geduld, der Frühling kommt doch und die Sonne lächelt wieder.

Als es tagte, griff Kurt wieder zu dem Briefpäckchen; es waren nur noch verhältnismäßig wenige zu lesen.

Hier ein Bericht aus Waldhagen. Das Blut schoß ihm ins Gesicht; es war sein Weib, das dort unter männlicher Rohheit gelitten hatte. Auf ihn fiel die Schmach zurück, die man ihr dort geboten.

Nun folgten Briefe aus London. Aber wie müde sie klangen, wie traurig.

„Ich sehe nichts von den Herrlichkeiten der Riesenstadt," schrieb sie in einem der letzten Briefe, „mein Leben ist Arbeit, Arbeit — aber was liegt daran, es ist wohl für mich am besten, wenn ich keine Zeit zum Nachdenken habe, denn meine Gedanken sind doch immer nur bei dem Einen, den zu lieben ich nicht aufhören kann und der mich vergessen hat. Hätte mein Kurt mich geliebt, er hätte wohl einen Versuch gemacht, mich zu versöhnen, sein Herz mußte mit der Zeit doch Herr werden über den Eigenwillen. So gehen meine Gedanken nur immer im Kreise herum und mein armes Herz wird erst Ruhe finden, wenn es aufhört zu schlagen."

„Schwester Hertha," rief Kurt der eintretenden Diakonissin entgegen, sie fand ihn bereits halb angekleidet auf seinem Bette sitzen, „geben Sie mir sofort Feder und Papier."

Mit zitternden Händen half sie ihm in den warmen Schlafrock hinein, führte ihn zum Sessel und holte das Verlangte herbei.

Der Kranke hatte bis jetzt noch keinen Versuch gemacht, die Feder zu führen, und es fiel ihm sehr schwer. Seine sämtlichen Glieder hatten zwar einen Teil ihrer Beweglichkeit wiedererlangt, doch nur bis zu einem gewissen Grade; die völlige Genesung sollte nach Aussage der Aerzte erst Teplitz bringen.

So konnten die steifen Finger den dünnen Federhalter nicht fest genug fassen, und die Feder folgte nur langsam den stürmisch vorauseilenden Gedanken.

Als er etwa eine halbe Seite geschrieben hatte — ganz gegen seine sonstige Art mit hohen steifen Buchstaben — begannen die gequälten Finger zu zittern, und als er sie dennoch mit dem Aufgebot aller Energie zwingen wollte, zog ein plötzlicher Krampf sie ganz zusammen, und die herrenlose Feder beschrieb einen unfreiwilligen Bogen über das weiße Blatt.

Einen Laut des Unwillens ausstoßend packte Kurt mit der Linken die zusammengekrampfte Hand, aber schon stand Schwester Hertha neben ihm und begann die schmerzenden Finger kräftig zu reiben. Dabei flogen ihre Blicke, jede Diskretion vergessend, über das vor ihr liegende Briefblatt. Da stand, was sie bis jetzt nur in seligen Träumen gesehen.

„Mein süßes, geliebtes Weib, ich vergehe vor Sehnsucht nach Dir — komm zurück zu mir und laß — — —."

Die Diakonissin las nicht weiter; mit einem Jubelruf stürzte sie zu den Füßen des Mannes nieder und verbarg ihr Angesicht in den Falten der Decke, die seine Kniee umhüllte. Und dann erzitterte ihr ganzer Körper in heftigem Weinen.

Der Kranke legte die Hand auf das weiße Häubchen und sprach bittend: „Schwester Hertha, helfen Sie bei Erika für mich bitten, ich kann ja doch das Leben ohne sie nicht ertragen."

Da hob sich das geneigte Haupt der Schwester, und durch den Thränenflor der blauen Augen brach ein solcher Strahl überirdischen Glückes, wie der Mann ihn noch nie in einem menschlichen Auge gesehen zu haben meinte.

Sie nestelte mit den Händen an den Bändern der weißen Haube, und dann flog diese gleichzeitig mit dem dunkeln Gelock, das bisher die Stirn verdeckt hielt, auf den Fußboden, und aus dem Gefängnis flutete gelöstes blondes Haar über die Schulter der Knieenden. Aber nur einen Augenblick starrten die Augen Kurts auf das Wunder zu seinen Füßen, dann schlossen sie sich und ohnmächtig sank sein Haupt gegen die Stuhllehne zurück.

Als er erwachte, hielten ihn Erikas Arme umschlungen, und ihre Lippen küßten ihn wieder und immer wieder. Er schaute sie an wie träumend: „Erika, mein Weib, wie war das möglich," und dann glitten seine Augen über den verbildeten Körper, der den Kopf seines geliebten Weibes trug.

Und Erika berichtete, ihre Worte durch stets erneute Liebkosungen unterbrechend:

„Am Tage nach Deiner Erkrankung kam Dr. Eckart zufällig nach Danzig, wollte Dich besuchen und fand Dich schwer krank hier im Krankenhause. Er telegraphierte noch an demselben Tage nach London, doch gelang es mir erst nach Verlauf einer Woche, während der ich Höllenqualen an Angst ausstand, mich freizumachen.

„Mrs. Knowler verlangte erst die Beschaffung einer Nachfolgerin und war unerbittlich.

„Als ich endlich am zehnten Tage nach Deinem Unfall hier eintraf, warst Du zum Glück außer Gefahr und bei voller Besinnung, ich durfte aber gerade deshalb nicht wagen, mich vor Dir sehen zu lassen. Cousine Hertha, die eben aus Kaiserswerth zurückgekehrt war und mich hier aufsuchte, schaffte endlich Rat. Unter ihren geschickten Händen verwandelte ich mich in das kleine Ungeheuer, das Du vor Dir siehst, und selbst Dr. Eckart, den ich deshalb herzukommen bat, erkannte mich nicht, als ich mich ihm als

Schwester Hertha Ahlmann vorstellte. Ich habe mich ja auch sehr verändert," fügte sie seufzend hinzu.

„Fünf Tage weilte ich so fast in Deiner unmittelbaren Nähe, übte mich auf den Dienst der Diakonissin ein und gewöhnte mich an die sonderbare Verkleidung.

„Mit welchem Herzklopfen ich dann an Dein Bett trat, kann ich Dir gar nicht schildern."

„Du warst um mich, Du pflegtest mich und ich ahnte es nicht; o Erika, warum gabst Du Dich nicht zu erkennen?"

Eine dunkle Röte schoß über ihr liebliches Gesicht.

„Erst mußte der Brief da geschrieben werden."

„Und wenn er nicht geschrieben wäre?"

„Dann hätte Schwester Hertha Dir Lebewohl gesagt, sobald sie Dir entbehrlich geworden war."

„Du stolzes Weib," sprach der Mann, indem er die zarte Hand der Sprecherin an seine Lippen führte, „hättest Du das wirklich gekonnt?"

„Ich hätte es gekonnt, Kurt, aber ob ich danach noch die Kraft zum Weiterleben gehabt hätte, weiß ich nicht; aber die See ist ja tief und weit und hat Raum für viele auf ihrem Grunde."

Burghof schauderte zusammen, streckte die Arme aus und schloß die junge Frau fest an seine Brust.

„Hier ist noch mehr Platz, mein ganzes Herz gehört Dir, nur Dir allein, und ich will Dich einschließen darin als meinen höchsten Schatz."

Eine Weile später stand Erika wieder neben dem Lehnstuhl ihres Mannes, aber jetzt war das Haar geordnet und ihre eigenen Kleider schlossen sich zierlich an den schlanken Leib, nur die starken dunkeln Augenbrauen muteten noch fremdartig an zu dem hellen Haar, sie waren zu echt gefärbt.

Jetzt sah Burghof erst die furchtbaren Veränderungen, die die achtzehn kummervollen Monate in den lieblichen Zügen hervorgebracht hatten, und er konnte seine Thränen kaum zurückhalten. Nun erst wurde es ihm klar, wie es ihr möglich gewesen war, ihn zu täuschen, so schmale Wangen, solchen herben Schmerzenszug um den Mund hatte seine Erika nie gehabt.

„Laß es Dich nicht grämen, Schatz," tröstete sie ihn freundlich, „mit vierundzwanzig Jahren erholt man sich wieder, Du sollst sehen, wie ich aufblühen werde im Sonnenschein Deiner Liebe."

Der Arzt trat ins Zimmer. „Viktoria," rief er, „hat die Komödie ein Ende? Nun, es war höchste Zeit; Doktor Eckart hat schon zweimal angefragt und will Sonntag selbst kommen, um Ordnung zu schaffen, wie er sagt, nun darf ich ihm wohl abschreiben. Ich gratuliere, meine Herrschaften."

„Er soll kommen, der alte treue Freund," riefen beide wie aus einem Munde; „er soll unser erster Gast sein," fügte Kurt hinzu, „morgen ziehen wir in unser eigenes Heim, es hat lange genug der Herrin geharrt."

„Uebrigens, Herr Stadtrat," sprach der Arzt, „muß ich noch ein Wort zu Gunsten der Schwester Hertha sagen. Die junge Dame ist ein zwar etwas schief geratenes, aber durchaus ansehnliches Exemplar der Gattung homo. Ihre Frau Gemahlin hat in dem Bestreben, recht unkenntlich zu sein, des Guten zu viel gethan. Aber der Zweck heiligt ja die Mittel."

„Mir bist Du als Engel erschienen, mein süßes Lieb," antwortete Kurt gerührt, „und wirst es immer bleiben, was auch das Schicksal bringen möge."

„Das walte Gott," sprach Erika und drückte des wiedergewonnenen Gatten Hände.

Der Wanderer.

Erzählung von Paul Bliß. (Nachdruck verb.)

Seit fünf Tagen regnete es fast ununterbrochen. Die ganze Umgegend war wie in einen lichtgrauen Schleier gehüllt, und nur wenn auf ein paar Augenblicke mal die Sonne vorkam, konnte man die Gegenstände der Umgebung deutlich erkennen.

Es war jener warme Regen des Vorfrühlings, der all die Millionen noch versteckt lauernden Triebe zum Keimen bringt. Die Luft ist dann manchmal schon ganz warm, und wenn der laue Wind über die Felder weht, dann ist es, als bringe er tausend kosende Grüße mit: alles Versprechen für die Zukunft, und die Aussicht auf viele schöne Sommertage, auf Blütenduft und Frühlingszauber. Und darum stimmt uns so ein Vorfrühlingsregen auch nicht düster und hoffnungslos wie die grauen Regentage im Oktober, sondern er erweckt auch in uns den noch schlummernden Frühlingsjubel, die Sehnsucht nach lichtwarmer Sonnenfülle und die Hoffnung auf ein neues Glück.

Nur manchem Menschenkind, das besonders weich und zum Träumen veranlagt ist, wird diese langsam andrängende Frühlingsbotschaft zu gewaltig, zu überwältigend, so daß es, in leise, süße Träumerei versunken, hindämmert und den Jubel über sich hinwegbrausen läßt; und dann kommt es wohl vor, daß so ein traumbefangenes Kind leise und heimlich lange Stunden im stillen Weinen dasitzt, und es vermag dann gar keinen klaren Gedanken zu erfassen, wirr und ungestüm braust alles durcheinander, und nur das eine unklare Gefühl bleibt, es müsse jetzt etwas neues kommen, das man erschauernd vorahnt, das man fürchtet, aber dennoch es herbeisehnt. — — —

Träumend saß Lotte am Fenster. Suchend irrte ihr Blick in die Weite. Aber nichts wie Nebel und Regen, triefende Bäume und aufgeweichte Fahrwege, nichts sah sie wie das gleiche Bild, das sie nun schon so viele Jahre ansehen mußte. Das ewige Einerlei des kleinen Landstädtchens.

Mechanisch bewegten die zarten, weißen Finger den Häkelstock, wie gewohnheitsgemäß verrichteten sie die zierliche Arbeit.

Atemlose Stille ringsum, nichts als das Ticken der Uhr und das einförmige Geräusch des fallenden Regens. Und kein lebendes Wesen, so weit das Auge auch reicht.

Jetzt läßt sie die Arbeit sinken und stützt den Kopf und preßt das Gesicht an die Fensterscheibe. Und die Augen suchen wieder und wieder, aber vergebens, denn nichts ändert sich draußen, immer dasselbe Einerlei. — Sie seufzt, lehnt sich zurück in den Korbstuhl und träumt vor sich hin. —

Es ist etwas in ihr, etwas Neues, Ungekanntes, über das sie sich keine Erklärung zu geben weiß, etwas wie Sehnsucht nach Freiheit, nach Sonnenschein, — dann aber auch wieder ein ungestümes Drängen, das Bedürfnis, sich auszujubeln, so recht nach Herzenslust einmal „hurrah! hurrah!" zu schreien, daß es die ganze Welt hört, — und dann plötzlich wieder solche wehe Traurigkeit, daß sie stundenlang dasitzen und weinen konnte.

Plötzlich fiel ihr Blick auf den goldenen Reif, den sie am Finger hatte, ihren Verlobungsring.

Und sie starrte diesen Ring an wie etwas Fremdes, es war ihr mit einemmal, als wisse sie nichts von Verlobung und Versprechen, als sei sie unter wildfremden Menschen, als gehe sie umher, ungekannt und unverstanden, trotzdem das Herz voll heißer Sehnsucht nach Liebe war, — und da plötzlich preßte sie die beiden Hände vors Gesicht und fing an, bitterlich zu weinen.

Langsam, eintönig fiel draußen der Regen — — —

Nach fünf Minuten kam die alte Lise ins Zimmer.

„Fräuleinchen, der Kaffee ist fertig. Der Herr Pastor trinkt schon. Sie möchten doch auch rüberkommen."

„Ist mein Vater allein?"

„Nein, Fräuleinchen, Ihr Bräutigam, der Herr Förster, ist auch da."

Lotte fuhr leicht zusammen, aber sie beherrschte sich, winkte der alten Magd zu und sagte: „Ich komme gleich."

Als sie allein war, trat sie vor den Spiegel, tilgte die letzte Spur der Thränen, dann machte sie sich stark, daß niemand etwas an ihr merke, und dann ging sie hinüber in des Vaters Zimmer.

Lächelnd begrüßte sie der Pastor: „Nun, mein Liebling, wo bleibst Du denn?"

Und mit freudestrahlenden Augen kam ihr der Bräutigam entgegen, reichte ihr beide Hände, zog sie an sich und küßte sie, — alles still und wortlos, aber innig und herzlich.

Zitternd erwiderte Lotte seinen Gruß.

Das merkte er. „Bist Du krank, Lotte?" fragte er voll Besorgnis.

Sie verneinte leichthin, ging dann zum Vater, und setzte sich endlich nieder an den Kaffeetisch, um die Wirtin zu machen.

Das Gespräch drehte sich um gleichgültige Tagesereignisse. Der Pastor, in seiner stillen, freundlichen Art, sprach von der Hauptstadt. Der junge Förster hörte ehrerbietig zu. Und Lotte saß da mit träumenden Augen.

Plötzlich fragte der Vater: „Was fehlt Dir denn, Lotte, daß Du heute so schweigsam bist?"

Lotte wurde ganz verlegen. „O, nichts fehlt mir, Väterchen." Aber sie merkte, daß sie rot wurde.

Nun auch der Bräutigam: „Siehst Du, Lotte, ich habe es gleich gesagt. Du hast etwas, was Dir Sorgen macht. Bitte, sag' es doch offen heraus, damit wir Dir helfen können." Mit bittendem Blick sah der junge Förster zu ihr hinüber.

Lotte aber zwang sich zu einem Lächeln und sagte mit gut gespieltem Erstaunen: „Ihr seht beide zu schwarz. Mir ist wirklich gar nichts. Höchstens könnte das ewige Regenwetter verstimmend auf mich wirken. Dann aber bitte ich um Entschuldigung deshalb. Ich werde mich fortan mehr zusammennehmen, damit nicht meine Stimmung mit mir durchgeht."

Sie lächelte jetzt ganz heiter. Aber dem alten Vater entging es nicht, daß sie trotzdem etwas geheim bedrückte. Und auch der junge Förster merkte dies wohl, doch auch er fragte nicht mehr; er wollte warten, bis sie selbst sich ihm anvertrauen würde.

Als er dann eine Stunde später ging und den Abschiedskuß, wie gewöhnlich, sich nahm, merkte er wieder, wie ein leises Er-

zittern über sie kam. Aber auch jetzt fragte er nur mit einem stummen, bittenden Blick. Sie aber schwieg auch jetzt wieder. Und so ging er denn fort mit tiefem Kummer, denn seine offene, ehrliche Liebe hatte es ihm jetzt klar gezeigt, daß Lotte ein Geheimnis vor ihm hatte.

Auch Lotte wollte gleich wieder in ihr Zimmer hinüber. Aber der Vater hielt sie zurück.

„Lotte, ich muß Dich tadeln," sagte er mit ernster, aber milder Stimme, „ich entdecke zum erstenmal, daß Du nicht offen zu mir bist."

„Lieber Vater —" weiter brachte sie nichts heraus, denn die Angst machte ihre Stimme stocken.

Und mit lieber, weicher Herzlichkeit zog sie nun der Vater zu sich heran.

„Komm, mein Kind, wir sind ja zwei gute Freunde, und seit wir unsere gute Mutter verloren haben, wollten wir zwei uns doch alles sein. Komme, vertrau Dich mir nur an. Sag' mir, was Dich bedrückt."

Leiseweinend sank Lotte zu ihm hin und barg ihr heißes Gesicht in seine Hände.

Zärtlich und kosend strich der alte Mann über ihr seidenweiches Haar.

„Und dem Bernhard hast Du auch weh gethan, mein Kind. Und er liebt Dich doch über alles."

Wieder zuckte Lotte zusammen, so daß der Vater plötzlich aufmerksam wurde.

„Ist es das, Lotte?" fragte er erstaunt. „Liebst Du den Bernhard nicht so, wie er Dich liebt?"

Unter Thränen antwortete sie: „Vater, ich weiß, daß er mich liebt. Ich weiß auch, daß er ein guter Mensch ist. Ich hab ihn auch gern, sehr gern sogar, sonst hätte ich mich ihm doch nicht verlobt, aber dennoch habe ich ein Weh im Herzen, — es ist etwas, das ich nicht ausdrücken kann mit Worten, — es ist wie eine heimliche Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, — oft habe ich Lust, in die weite Welt hinaus zu reisen, — fort, nur fort, dem Unbekannten, Neuen entgegen, das mich in allen Träumen verfolgt."

Lächelnd saß der alte Herr da, — nun glaubte er genug zu wissen, — dann streichelte er wieder über seines Lieblings Haar und sagte ganz leise: „Mein liebes Kindchen, das sind solche Stimmungen, die der liebe Herrgott all den jungen Menschenkindern ins Herz gelegt hat. Das liegt so in der jungen Frühlingsluft. Sei nur tapfer, dann kommst Du auch darüber fort. Und wenn ihr beide erst Mann und Frau sein werdet, dann wirst Du in der Ehe all Dein Glück finden."

Er küßte sein Kind innig und herzlich.

Aber Lotte sah ihn an mit großen, erstaunten Augen, — zum erstenmal in ihrem Leben verstand sie ihren Vater nicht. —

Der Frühling kam. — Die ganze Welt stand in Blüte.

Mit jedem Tage wurde es herrlicher.

Tausende und Abertausende von duftenden Blumen brachen auf. Und die Sonne lachte vom Morgen bis zum Abend.



Das neue Rathaus in Dessau. Erbaut unter Leitung der Architekten Reinhardt u. Süßenguth. (Mit Text.)

Langsam ging Lotte durchs Feld. Manchmal stand sie still und schloß die Augen, wie in stummem Entzücken. — Stundenlang konnte sie so weitergehen, ohne Zweck und Ziel, und immer nur ihren herrlichen Träumen nachsinnend.

Die dumpfe Traurigkeit war nun von ihr gewichen, und eine leise Fröhlichkeit war eingezogen in ihre Seele, jene heimliche Wonne, von der wir nicht wissen, woher sie so plötzlich kommt, die uns aber mit einem Male die Welt in einem ganz anderen Lichte zeigt, die uns wie eine wohlthuende Wärme durch den Körper rieselt, und die wir stets als die Vorahnung von etwas sehr Gutem hinnehmen.

Mit aufrichtiger Freude gewahrte auch der junge Förster die Wandlung zum Bessern, die mit der Lotte vorgegangen war.

An einem wunderschönen Morgen traf er sie im Freien. Sie saß unter dem blauen Flieder und legte frische Blumen zu einem Strauß. Mit fröhlicher Stimme sang sie ein Volkslied.

Lächelnd trat der Bräutigam näher. „Guten Morgen, Lotte," rief er, sprang hinzu, umfaßte und küßte sie.

Mit leisem Aufschrei sah sie ihn an, fast voll Erstaunen. „Wie Du mich erschreckt hast, Bernhard," sagte sie mit leichtem Vorwurf. Er aber lächelte und küßte sie nur wieder und wieder, und als sie ihm wehren und sich frei machen wollte, zog er sie voll inniger Zärtlichkeit noch enger an sich und flüsterte ihr zu: „Ach Lotte, ich hab' Dich ja so lieb, über alles lieb!" Wortlos lag sie an der Brust des großen, starken Mannes, wohl eine Minute lang.

Plötzlich hustete jemand, und gleich darauf hörte man Schritte

im Kies. Ein Fremder hatte sie überrascht. Im Nu war Lotte frei aus der Umarmung. Errötend stand sie da. Auch der junge Förster war ein wenig verlegen.

Langsam kam der Fremde näher. Ein leicht ironisches Lächeln lag auf seinem Gesicht. Dann grüßte er höflich und sagte: „Ich bitte um Entschuldigung, daß ich hier so ohne weiteres eintrat. Ich bin fremd hier. Hätten Sie die Güte, mir zu sagen, wo ich den Gasthof finde?"

Noch immer stand Lotte und sah den Fremden an; es war ihr, als könne sie nicht anders. Dann endlich gab der Förster den erwünschten Bescheid.

Der Fremde dankte und ging.

Schweigend sahen die beiden Liebenden ihm nach.

Als Lotte allein war, dachte sie wieder an den Fremden, und noch jetzt stieg ihr die Schamröte ins Gesicht, daß dieser Fremde sie so überrascht hatte.

Später kam der Pastor heim. Er brachte die Neuigkeit mit, daß im Gasthof ein Wanderer eingekehrt sei, ein lustiger Bursch mit blitzenden Augen und keckem Schnurrbart, so ein echter Großstädter, mit flotten, eleganten Manieren, — er habe ihn kennen gelernt und auch bereits einen Schoppen mit ihm getrunken, — ein prächtiger Kerl sei er.

Lotte hörte zu, und je länger der Vater so das Lob des Fremden pries, desto mehr fing ihr das Herz an zu pochen, und sie fühlte, wie sie rot wurde; plötzlich rief sie, daß sie in die Küche müsse, und dann lief sie fort. — — —



Dein Wohl! Nach dem Gemälde von Franz Defregger. (Mit Text.)

Mit einem Male sagte Lotte: „Wie unangenehm, daß er uns überrascht hat."

„Aber Liebchen, warum sollten Verlobte sich denn nicht küssen dürfen?" meinte lächelnd der Bräutigam.

„Aber doch nicht im Freien, wo jeden Augenblick ein Mensch kommen und es sehen kann."

„Nun, und wenn es schon einer sieht!?"

„Aber ich mag es nicht, Bernhard!"

Erstaunt sah er sie an, denn in ihrem Ton lag eine leichte Härte.

„Na ja, es ist doch auch wahr, Bernhard," lenkte sie dann wieder ein, „es berührt mich peinlich."

Er zuckte schweigend mit den Schultern. Er verstand sie nicht. Bald darauf ging er. Wieder war er bekümmert. Aber er sagte nichts. Einen Abschiedskuß nahm er sich auch nicht.

Am Nachmittag desselben Tages ging sie in den Wald, nach Maikräutern zu suchen.

Mit einem Male stand der Fremde vor ihr. Fast schrie sie auf vor Schreck.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein," sagte der junge Mann, „ich scheine besonderes Glück zu haben, daß ich Sie heute bereits zum zweiten Male erschrecken muß."

Lotte wurde purpurrot, nichts wußte sie zu sagen.

Und er stand vor ihr und bewunderte ihre zarte, feine Gestalt, wohl eine Minute lang staunte er sie so an.

Dann endlich fand sie Ruhe und Ueberlegung wieder, und mit einem leisen Anflug von Spott entgegnete sie: „Aber Sie haben mich durchaus gar nicht erschreckt."

Jetzt fand er sie interessant. Darum beschloß er, zu bleiben.

Er sagte: „Sie botanisieren wohl, mein gnädiges Fräulein?"

Fast übermütig lächelte sie: „O nein, ich suche nur ein paar Maikräuter."

„Ach, darf ich Ihnen suchen helfen?" rief er neckisch.

„Erstens brauche ich dabei keine Hilfe und zweitens würden Sie doch nichts finden." Sie war jetzt wie umgewandelt. Fast hatte sie Lust, den Fremden zu reizen.

Lächelnd sah er sie an, immer mehr gefiel sie ihm. Zwar sah er den Verlobungsring an ihrem Finger, aber was that das! So eine Verlobung war bald gelöst. Er kannte so etwas ja aus eigener Erfahrung.

„Mein gnädiges Fräulein, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle — Beermann, Hans Beermann aus Berlin."

Lotte nickte nur. „Ich bin des Pastors Tochter," sagte sie schlicht und einfach.

„O," rief er freudig erstaunt, „da kenne ich ja Ihren Herrn Papa bereits! Wir haben heute einen Schoppen zusammen getrunken."

Lotte schwieg und ging langsam weiter.

Und er, an ihrer Seite: „Sie wohnen herrlich hier. Ein Idyll ist diese Gegend. Ich war wirklich erstaunt, so viel Poesie hier zu finden."

„O ja, es ist ganz hübsch hier", sagte sie nur.

Dann gingen sie noch ein paar Schritte zusammen, doch wurde sie plötzlich wieder unruhig. „Sie entschuldigen mich wohl jetzt, ich muß nun Kräuter suchen." Mit leichtem Kopfnicken lief sie in den Wald hinein.

Er blieb am Wege zurück. „Auf Wiedersehen!" rief er. Dann ging er weiter.

Eigentlich wollte er denselben Tag noch abreisen, aber er besann sich eines anderen, er blieb. Nach Hause schrieb er, daß er sich hier ein paar Wochen erholen wolle, man möge ihm Geld und seinen Koffer schicken.

Am andern Tage machte er Besuch beim Pastor, und da er sehr herzlich bewillkommnet wurde, kam er nun fast jeden Tag. Dem Pastor war er ein prächtiger Gesellschafter, denn er wußte viele kleine, heitere Episoden aus dem Großstadtleben zu berichten, und für Lotte fand er jeden Tag neue Aufmerksamkeiten. Nur der junge Förster betrachtete ihn mit mißtrauischen Blicken.

Lotte selbst war jetzt wie umgewandelt, sie sang und jubelte den ganzen Tag, so daß der alte Pastor seine helle Freude daran hatte; oft nahm sie den alten Vater bei den Armen und tanzte um ihn herum voll jubelnder Ausgelassenheit, bis er fast erschöpft hinsank.

Der Sommer kam. Noch immer war der Fremde da. Er fühlte sich immer wohler, so daß er an keine Abreise dachte. An den Vormittagen durchwanderte er die Wälder der Umgegend, und nachmittags saß er beim Pastor im Garten, erzählte dem alten Herrn oder spielte Schach mit ihm, oder plauderte mit Lotte. Stundenlang konnte Lotte ihm zuhören, wenn er von seinen Reisen und von all' den Herrlichkeiten der großen Welt erzählte. Das alles war ihr ja so neu und fremd, daß sie mit glänzenden Augen wie traumverloren dasaß und ihn anhörte.

Nie verriet er mit einem Wort, daß er sie gern habe, aber trotzdem fühlte sie, daß sie allein es war, die ihn hier festhielt. Doch auch sie bezwang sich, um sich keine Blöße zu geben. Was daraus werden sollte, wußte sie nicht, und sie wollte auch garnicht daran denken, — wie von einem schönen Traum befangen, so wandelte sie umher, glückselig die schöne Gegenwart genießend.

Und mit Argusaugen wachte der junge Förster. Wohl wußte er, daß er seiner Lotte vertrauen konnte, aber dennoch wich er nicht; und so kam es, daß er sich fast immer einfand, wenn der Fremde da war.

Eines Tages trafen der Förster und der Fremde im Walde zusammen. Sie begrüßten sich, gingen dann zusammen und sprachen vom Alltäglichen.

Plötzlich sagte der Förster: „Herr Beermann, ich muß mit Ihnen reden, der Mann zum Manne, ein ernsthaftes Wort."

Der Fremde war darauf gefaßt, ruhig und förmlich entgegnete er: „Bitte, sprechen Sie."

„Sie wissen," begann ernst der Förster, „daß ich mit Fräulein Lotte verlobt bin."

Der Fremde nickte.

„Nun denn, Herr Beermann, so bitte ich Sie, das Haus des Pastors nicht mehr zu betreten."

Erstaunt stand der andere still, endlich fragte er: „Weiß der Herr Pastor davon, daß Sie mir sein Haus verbieten?"

„Nein, ich, als Lottes Bräutigam, bitte Sie darum," sagte einfach und ernst der junge Förster.

„Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich den Frieden des Hauses nicht stören lassen will! — Seien Sie doch ehrlich, Herr Beermann, — was wollen Sie? Warum verweilen Sie so lange hier in diesem kleinen Nest?"

„Nun, es gefällt mir eben hier."

„Ach, Sie haben ja nicht den Mut, ehrlich zu sein! — Sagen Sie mir doch frei heraus, — wollen Sie der Lotte einen Heiratsantrag machen?"

Der Fremde wurde verlegen und schwieg einen Augenblick.

Da sagte der Förster mit finster ernstem Blick: „Hüten Sie sich, Herr Beermann, niemals werde ich es dulden, daß Sie mit der Lotte Ihr Spiel treiben, verstehen Sie mich!" dann ging er allein weiter.

Ganz betroffen stand der andere da. Darauf war er doch nicht gefaßt gewesen. Diesen Ton hatte er dem sonst so stillen Forstmann gar nicht zugetraut. Und nun fing er an, ernsthaft nachzudenken. Er warf sich ins Moos, zündete sich eine Cigarre an und versuchte die unangenehme Stimmung zu überwinden. Nach und nach wurde er wieder ruhig. Und nun überlegte er klar, was zu thun sei. Das beste wäre es jedenfalls, ganz schleunig abzureisen, denn an eine Heirat hatte er ernsthaft noch keinen Augenblick gedacht. Erstens war er ja noch zu jung, und dann konnte er, als einziger Sohn reicher Leute, doch wohl eine bessere Partie machen. Ganz gewiß, es war am besten, sofort abzureisen.

Sein Entschluß war gefaßt. In der nächsten Stunde hatte er gepackt. Dann nahm er Abschied vom Pastorhause, — eine Depesche rufe ihn nach Hause, — und mit dem Mittagszuge schon fuhr er fort.

Lotte war so verblüfft, daß sie erst nachdenken konnte, als er bereits fort war. Vollständig ratlos war sie. Und das Schlimmste, sie durfte es niemand merken lassen. Mit übermenschlicher Kraft zwang sie sich zur Heiterkeit. All' ihre Hoffnung war, daß er ihr doch schreiben müsse, denn so ohne jedes aufklärende Wort konnte er sie doch nicht lassen. Also wartete sie auf diesen Brief, mit fieberhafter Spannung und Angst wartete sie, von einem Tag zum andern, — aber sie wartete umsonst, es kam kein Brief.

Der Hochsommer war da. Das Getreide war reif zum Schneiden, und die Früchte an den Bäumen hingen in üppiger Fülle da.

Eines Tages sprach der Förster davon, daß man jetzt an die Hochzeit denken könne. Der Pastor war einverstanden, und auch Lotte antwortete mit einem leisen Ja.

Wie im Traum ging sie umher. Alles that sie fast mechanisch. Ihre Gedanken waren anderswo. Aber mit keinem Wort klagte sie, still ergeben in ihr Schicksal that sie ihre Pflicht. Und wenn der Bräutigam sie liebevoll an sich zog, duldete sie still und ergeben seine Liebkosungen.

Im September machten sie Hochzeit. Nur die besten Bekannten und Verwandten waren geladen. Der junge Förster war überglücklich, immer wieder schloß er sein junges Frauchen in die Arme und herzte und küßte sie. Und Lotte duldete alles, still und scheu, sie wollte ihn ja glücklich machen, sie hatte es ja versprochen, — alles andere sollte nun für immer vergessen sein.

Es wurde eine ruhige, zufriedene Ehe. Der Mann liebevoll und zart, und die Frau still und nachgebend.

Der alte Pastor war glückselig.

Nach einigen Monaten brachte der alte Herr eine Neuigkeit mit: „Denkt euch, Kinder, unser Wanderer vom letzten Sommer hat auch geheiratet, — da steht's in der Zeitung, — die einzige Tochter eines Millionärs. Ja, der verstand sich darauf."

Der Förster nickte nur. Auch Lotte sagte nichts, aber als sie in ihrem Stübchen war, weinte sie lange.

So traf sie ihr Mann. Langsam kam er näher.

„Hast Du ihn denn wirklich einmal geliebt?" fragte er bekümmert.

Lotte nickte. „Einstmals ja. Aber seit ich erkannt hatte, daß er meine Liebe nicht verdient, seitdem habe ich versucht, ihn zu vergessen, und nun weiß ich es ganz klar, daß mein Empfinden damals nur ein Irrtum gewesen ist."

„Aber Du weintest doch, als ich Dich hier überraschte?" fragte er weiter.

Wieder nickte sie. „Ich weinte, weil mich der Vorwurf quälte, daß ich zu Dir nicht ganz offen gewesen bin, daß ich ein Geheimnis vor Dir hatte, während Du stets lieb und ehrlich zu mir warst. Deshalb weinte ich."

Da sagte der junge Förster nichts, er zog sie zu sich empor, preßte sie an sich und küßte sie voll inniger, heißer Liebe, und in stiller, heiliger Glückseligkeit ruhte sie so an seiner Brust.

Jetzt erst hatten sie sich wirklich gefunden, und jetzt wurde es wirklich eine glückliche Ehe.

Woher der Name „Bockbier" stammt.

Es war im Frühling des Jahres 1475, als Herzog Christoph von Bayern, sein Bruder Albrecht und ein verwandter braunschweigischer Ritter, sich im Bankettsaale der Hofburg zu München zum Frühtrunk niederließen. In mächtigen Humpen trugen alsbald Pagen Braunbier aus dem herzoglichen Hofbräuhause auf, an das die Herzoge sich auch mit mächtigen Zügen

heranmachten; auch der Ritter bereitete sich auf einen guten Zug vor, hatte aber kaum den Humpen angesetzt, als er ihn auch schon wieder heftig auf den Tisch setzte und lästerte, das sei ja der reine braune Essig und kein Bier.

Die beiden Herzoge ergrimmten darob höchlich und ließen sofort den Braumeister holen, den Herzog Christoph gar ungnädig anfuhr.

Der Braumeister aber rief, gegen den Ritter gewendet, mit lauter Stimme: „So Ihr nach Jahresfrist wieder nach München kommt, Herr Ritter, so bringt ein Faß Eures Bieres anher, und ich will Euch ein Faß sieden, so dem Euren wohl obsiegen soll, oder ich will der schlechteste Meister sein, und Ihro herzoglichen Gnaden sollen mich auf einem Esel verkehrt aus der Stadt ausreiten, auch alle meine Habe zu Euren Gunsten verlustig werden lassen!“

Der Braunschweiger lachte und setzte zweihundert Gulden gegen die Wette.

Andern Jahres erschien der Ritter pünktlich mit einem Faß Einbecker Bier auf dem Kampfplatz.

Zum Tage der Entscheidung wurden im Burghofe Galerien aufgeschlagen und schön mit bunten Teppichen, Tannenbäumen und Kränzen geschmückt. Hier nahmen die edlen Frauen und Fräulein Platz, das seltene Gewettspiel mit anzuschauen.

Die Hahnen wurden in die Fässer geschlagen, der Braumeister ließ zwei Humpen herbeibringen, von denen jeder dritthalb Maß Bairisch hielt. Beide Gefässe wurden bis zum Rande gefüllt.

„Gesegn' Euch Gott den Trunk vom Münchener Hofbräuhaus,“ sagte der Braumeister und reichte dem Ritter den Humpen, „ich will den Euren auf Euer Gnaden Wohl leeren! Und wer nach einer halben Stunde noch auf einem Beine stehend einen Zwirnsfaden einfädeln kann, der hat die Wette gewonnen.“ Beide Kämpfer setzten an und leerten die Humpen bis auf die Nagelprobe.

Nun begab es sich, daß die Burgschaffnerin in ihre Stube ging, in der sich eine Gais befand, von deren Milch ihr krankes Mägdlein trinken mußte. Als sie wieder heraustrat, entwischte die Gais und setzte mit lustigen Sprüngen in den Hof, gerade als die beiden Kämpen sich auf ein Bein stellten. Der Braumeister hatte seine Nadel schon längst eingefädelt, als der Ritter die seine schon zum dritten Male hatte fallen lassen. Plötzlich torkelte er und kugelte unter vergeblichen Anstrengungen, sich wieder auf die Beine zu stellen, am Boden.

„Ei, edler Herr,“ lachte der Braumeister, „was ficht Euch an, daß Ihr auf dem Boden herumkugelt?“

Da lallte der Ritter mit schwerer Zunge: „Das Böcklein da, das hat mich umgestoßen.“

„O nein,“ lachte Herzog Christoph vergnügt, „dies Böcklein hat Euch so wenig etwas gethan, als meinem Braumeister Euer Einbecker. Der Bock, der Euch umgestoßen hat, den hat er gesotten.“

Nun gab's ein Jubeln in dem Burghof, das kein Ende nehmen wollte und bis in die nächsten Straßen erschallte. Der Braumeister wurde reich beschenkt, der Braunschweiger aber verlor seine zweihundert Gulden und zog beschämt nach Hause.

„Seht,“ sagten die Leute, als er fürbaß ritt, „das ist der, den des Hofbraumeisters Bock umgestoßen hat.“ Stj.

Verwendung der Schlehe.

Die Schlehe, die Frucht des Schwarzdornes, der in Hecken an Waldrändern in oft recht dürftigen Verhältnissen sein Dasein fristet, ist trotz ihrer Herbe recht brauchbar. Nur ist ihre Verwendungsweise noch nicht hinreichend bekannt. — Gerade ihr hoher Gerbstoffgehalt macht die Schlehe recht brauchbar, um damit Obstweine zu verbessern, namentlich solche, die aus für Wein nicht besonders geeigneten Sorten gekeltert wurden, z. B. aus schadhaft gewordenem Tafelobst. Durch den Schlehenzusatz wird der Wein haltbarer; sodann schützt er ihn vor dem Zäh- und Schleimigwerden, und befördert überhaupt schließlich die Klärung desselben. Die Schlehe besitzt also ganz die Eigenschaften der Speierlinge. Da erstere jedoch weiter verbreitet und fast überall zu haben ist, dürfte jetzt dieselbe mit der weiteren Einbürgerung der Obstweinbereitung auch immer mehr Beachtung finden.

Aus Schlehen läßt sich auch ein ausgezeichneter Likör herstellen. Dazu werden sie, wenn sie ganz reif sind, bei schwacher Wärme getrocknet. Man nimmt davon etwa 30 Stück, und die Hälfte des Gewichtes derselben große Rosinen. Beides wird zerkleinert, die Steine der Schlehen zerschlagen, und alles zusammen in eine Weinflasche von $^3/_4$ Liter Inhalt gethan. Darauf wird $^1/_4$ Liter bester Spiritus und ebenso viel abgekochtes, aber wieder erkaltetes Wasser gegossen, die Flasche gut verkorkt, 14 Tage lang in ein warmes Zimmer gestellt und öfter umgeschüttelt. Dann werden 100 Gramm Zucker mit etwas Wasser aufgekocht und gut abgeschäumt. Der Schlehenspiritus wird durch ein Tuch geseiht und die Schlehen und Rosinen noch gut ausgedrückt. Diese Flüssigkeit wird wieder in die Flasche gefüllt und dazu die Zuckerlösung zugesetzt. Die Flasche wird nun mit Wasser vollgefüllt, tüchtig umgeschüttelt und zwei Tage lang ruhig hingestellt. Nach dieser Zeit wird das Ganze noch ein- oder mehrmals durch Fließpapier filtriert, dann in die Flasche gefüllt, fest verkorkt und kühl aufbewahrt. Der Likör ist um so feiner, je älter er wird. — Weniger bekannt ist, daß die Schlehen ganz, wie die Hagebutten, in Essig und Zucker eingemacht werden können.

Auch die Blüte des Strauches findet in der Hausapotheke ihre Verwendung, indem daraus ein Thee bereitet wird, der gegen den Durchfall gute Dienste leistet. Daß das Holz feste Hammerstiele giebt und von den Drechslern mit Vorliebe zu allerlei kleinen Nippsachen verarbeitet wird, dürfte schon bekannter sein.

Da die Sträucher selbst auch beliebte Nistplätze für viele nützliche Vögel sind, so verdient der Schwarzdorn immerhin alle Berücksichtigung, wenn er auch schwerlich einmal zum Kulturstrauch erhoben werden wird. (Mitt. über Obst- u. Gartenbau.)

Unsere Bilder

Die deutsche Heilstätte für unbemittelte Lungenkranke in Davos. Wir zeigen unsern Lesern die jetzt im Bau vollendete deutsche Heilstätte in Davos. Sie ist dazu bestimmt, minderbemittelten deutschen Lungenkranken ohne Unterschied der Konfession die Möglichkeit der Anstaltsbehandlung zu bieten und vor allem solche Kranke aufzunehmen, welche nicht in der Lage sind, eine mehrmonatliche Kur in einer der kostspieligeren Anstalten zu bestreiten und für welche andererseits in den Volksheilstätten im Inlande nicht der Platz ist. Der Bau erhebt sich etwa fünf Minuten von der an der Eisenbahnlinie Landquart-Davos gelegenen Haltestelle Wolfgang in einer Höhe von 1595 Meter über dem Meere. Er ist zum großen Teil dreistöckig und nur dort, wo die Aufenthaltsräume und der Speisesaal liegen, zweistöckig. Gemäß dem gegen Norden sanft ansteigenden Gelände, das vorn für eine breite, nach Süden gelegene Gebäudeflucht Platz bietet, befinden sich alle Kranken- und Wohnräume mit dahinterliegenden Korridoren an der Mittagsseite. Der Speisesaal läuft von deren Mitte nach Norden aus; ebenso der Wirtschaftsbau. Ueberdies liegt der rücklaufende Gebäudeteil nach Osten hin für die Besonnung ganz frei. Die Gesamtanordnung weist zwei getrennte Seitenflügel mit je vierzig Betten für die Patienten auf. Zwischen den Seitenflügeln liegt der Mittelbau mit den Aufenthaltsräumen für die Patienten, dann folgt der Verbindungsbau und weiter gegen Norden das Wirtschaftsgebäude. Der Heizkeller für die Niederdruck-Dampfcentralheizung liegt im Mittelpunkt des Hauses. Das Erdgeschoß enthält allerhand Räume für Krankenwartezwecke, die Zimmer für die Aerzte, Schwestern und Angestellten.

Das neue Rathaus in Dessau. Am 5. Oktober hat die Anhaltische Residenz Dessau in Gegenwart von Mitgliedern des herzoglichen Hauses und unter freudiger Teilnahme der gesamten Bürgerschaft ihr neuerbautes und schönes Rathaus feierlich eingeweiht. Dieses Rathaus war für die rapid aufblühende Stadt — Dessau hat innerhalb der letzten fünf Jahre um rund 9000 Einwohner zugenommen und zählt jetzt deren 51,000 — schon lange ein dringendes Bedürfnis. Das alte Rathaus war zwar 1882 einem Um- und Erweiterungsbau unterworfen worden, erwies sich aber schon nach kurzer Zeit wieder als zu klein. So wurde denn vom Gemeinderat um die Mitte der neunziger Jahre der Beschluß gefaßt, von jedem weiteren Provisorium abzusehen, das alte Rathaus nebst den daranstoßenden, inzwischen angekauften oder noch anzukaufenden Privatgrundstücken niederzureißen und an der althistorischen Stätte am Kleinen Markt ein neues Rathaus zu errichten. Im Jahre 1896 wurde ein Wettbewerb unter den Baumeistern Deutschlands veranstaltet, der 51 Entwürfe von zum Teil hervorragendem Kunstwert ergab. Den Architekten Reinhardt und Süßenguth in Charlottenburg wurde der Preis zuerkannt. Die weitere Ausarbeitung des Projekts, das sich durch gute Anordnung des Grundrisses und schöne Ausbildung der Façaden auszeichnete, sowie die künstlerische Oberleitung des Baus wurde den genannten Architekten übertragen, während im übrigen die Bauleitung dem städtischen Bauamt oblag. Am 15. Februar 1899 erfolgte der erste Spatenstich, am 29. April desselben Jahres die feierliche Grundsteinlegung, und heute steht der stattliche, im Stil der deutschen Renaissance mit sehr reicher ornamentaler Verzierung ausgeführte Bau vollendet da. Die Hauptfront liegt nach dem Kleinen Markt zu; westlich wird der Bau von der Zerbster Straße, östlich von der Schloßstraße begrenzt. Im Süden schließt sich direkt noch ein Häuserblock an, der später angekauft werden kann, um einem etwa notwendig werdenden Erweiterungsbau Platz zu machen. In unserem Bilde sehen wir die Nordseite des Gebäudes mit Hauptportal und Hauptgiebel, sowie rechts die schmale Perspektive der Westseite, an der der schlanke, gegen 75 Meter hohe Turm emporsteigt. Der Hauptgiebel zeigt neben Wappenschildern und ähnlicher Verzierung drei symbolische Figuren in Sandstein: oben in der Mitte die „Justitia“ und darunter, zwischen den mächtigen Fenstern des Gemeinderatssaals im zweiten Stockwerk „Kunst und Wissenschaft“ und „Handel und Industrie“. Im übrigen wurden sämtliche äußeren Façaden in echtem Material ausgeführt. Für die Sockel ist Granit, für die Wandflächen, auch die des Turms, der aus anhaltischen Brüchen stammende graublaue und sehr wetterfeste Roggenstein und für die ornamentalen Teile bester schlesischer Sandstein verwendet worden. — Wie außen, so erhielt das schöne Haus auch im Inneren eine reiche und wahrhaft künstlerische Ausstattung. Insbesondere erhielten der Gemeinderatssaal, das Zimmer des Oberbürgermeisters, das Trauzimmer des Standesamts und der Sitzungssaal des Gewerbegerichts eine kostbare künstlerische Ausstattung.

Dein Wohl! Ein Bild des echten Tiroler Volkslebens, welches wir dem „Fürsten aller Volksschilderer“, wie Friedrich Pecht den berühmten Maler Franz von Defregger nennt, verdanken, führen wir heute unseren Lesern vor. Sind das nicht prächtige Alpengestalten, treuherzige dralle Mädchen, und feste, stramme Pusterthaler Burschen, die sich mit feurigem „Magdalener“ gegenseitig zutrinken? Ja, das sind die Nachkommen derer, die bei Spinges, Sterzing und am Berge Isel gegen die Truppen des großen Korsen gefochten, und ihre Vaterlandsliebe mit ihrem Blute bezahlt haben. Defregger, der treue Sohn der Tiroler Berge, versteht es, wie kein zweiter, Scenen aus dem Alpenleben auf die Leinwand zu zaubern. Seine Bauernfiguren leben; auf seinen Bildern ist der Bauer Herr, nicht Knecht; ihr Anblick erquickt unser Herz, denn der Meister zeigt uns den Aelpler wie er ist: stark, gut, schalkhaft und fromm. St.



Karl Ludwig †. (Mit Text.)
Phot. Reichard & Lindner, Berlin.

Karl Ludwig, der begeisterte Schilderer der schweizerischen, tirolischen und oberbayrischen Gebirgswelt, ist am 19. September in Berlin, 62 Jahre alt, gestorben. Aus Römhild im Meiningenschen gebürtig, war er mit 19 Jahren ein Schüler Pilotys in München geworden, bei dem er den Grund zu seinem glänzenden koloristischen Können legte, das sich bald in seinen Erstlingswerken offenbarte. Damit verband er eine Größe der Auffassung, die ihn besonders zur Schilderung der majestätischen Einsamkeit des Hochgebirges befähigte. Die Anregung zu dieser Auffassung erhielt er aber erst in Düsseldorf, wohin er 1868 gezogen war und wo er in den Romantiken der Gebirgslandschaft seine nächsten Vorbilder fand. Nach ausgedehnten Studienreisen folgte er 1877 einem Rufe der Kunstschule in Stuttgart, wo er bis 1880 thätig war und wo er auch die Reize der schwäbischen Natur kennen lernte, die er bis an sein Lebensende, namentlich zur Zeit der Obstbaumblüte, mit sichtlicher Liebe, mit feinem Auge für die anheimelnde Romantik der ehrwürdigen, von Mauern umschlossenen Städtchen auf zartgestimmten Bildern wiedergab. Im Jahre 1880 nahm er seinen Wohnsitz in Berlin, und dort entstand in rascher Folge jene lange Reihe von erhabenen Stimmungsbildern aus Graubünden, dem Engadin, dem Berner Oberland, dem Eisack- und Oetzthal, der Ortlergruppe u. s. w., die seinen Namen berühmt gemacht haben. Mit Karl Ludwig ist wieder einer aus der immer kleiner werdenden Zahl von Malern dahingeschieden, die bei strengster Wahrheitsliebe die Natur da aufsuchen, wo sie ihre Pracht am herrlichsten und großartigsten enthüllt.

Allerlei.

Ein Kunstfreund. A.: „Sie kommen doch heute abend zur Soireé? Anfang ist um acht Uhr. Erst Vortrag, Gesang ꝛc. und um neun Uhr kleines Souper!“ — B.: „Schön, schön. Werde um neun Uhr pünktlich erscheinen.“

Wenn sie kocht. Junger Ehemann (mißtrauisch): „Was ist denn das, was Du da gekocht hast?“ — Frau: „Nr. 207 aus dem neuen Kochbuch, Männchen; den Namen habe ich leider augenblicklich vergessen!“

Eine seltsame Stadtkasse. Sehr einfache Zustände herrschten in früherer Zeit in der Stadt Stirling in Schottland. Denn weder Bürgermeister, Stadträte noch irgend eine andere Magistratsperson erhielt auch nur die geringste Vergütung für die geleisteten Dienste. Auch durften sie während ihrer Amtszeit keinerlei Geschenk annehmen. Trotzdem aber waren die Stadtangelegenheiten in der musterhaftesten Ordnung. Der Schatzmeister von Stirling hatte z. B. seine Stadtkasse im Rathaussaal und diese bestand aus einem Paar langen Reiterstiefeln. An jeder Seite des Kamins hing ein Stiefel, in dem einen befand sich das bare Geld, in den andern steckte der Säckelmeister die quittierten Rechnungen und Belege, die er erhielt, wenn er Summen ausbezahlte. Am Ende des Jahres, wenn er sein Amt an den neugewählten Nachfolger abtrat, schüttelte er beide Stiefel auf dem Ratstische aus, verglich den Rest des Barbestandes mit den vorhandenen Belegen und übergab alles seinem Nachfolger, der das Geschäft in derselben einfachen Weise weiterführte. Stj.

Geistesgegenwart. Die Kontinentalsperre, durch welche Napoleon I. den Handel der Engländer zu vernichten gedacht, bedrückte ganz Europa und machte sich nicht zum mindesten in Frankreich selbst fühlbar. Im großartigsten Maßstabe wurde die Schmuggelei betrieben und der Kaiser, der sich für allmächtig hielt, mußte erfahren, daß er trotz der harten und mit unnachsichtlicher Strenge gehandhabten Zollgesetze die heimliche Einführung der verbotenen Ware nicht zu hindern vermöge. Kurze Zeit nach Erlaß des Dekrets, laut dessen alle englische Ware, deren man habhaft würde, zu verbrennen sei, ging der Kaiser eines Tages in der Umgegend von Fontainebleau spazieren. In der Nähe der Pfarrwohnung eines Dörfchens blieb er plötzlich stehen und roch. Verräterisch drang der Geruch frisch gebrannten Kaffees ihm in die Nase, und bald vernahm sein Ohr auch das Geräusch einer in Bewegung befindlichen Kaffeetrommel. „O, lachte der Kaiser, „da kann ich ja einen Gesetzesübertreter auf frischer That ertappen; ich wollte, es wäre niemand anders, als der Pfarrer selbst.“ Von Neugier getrieben, trat er in den Pfarrhof und erblickte daselbst wirklich den mit dem Brennen des Kaffees beschäftigten Geistlichen, der, sobald er den ihm wohlbekannten Kaiser erblickte, eilig sein Geschäft im Stiche ließ und dem Monarchen mit tiefer Verbeugung, aber ohne jeden Anschein von Verlegenheit oder Furcht entgegentrat. — „Was in aller Welt machen Sie denn da, Herr Pfarrer?“ rief Napoleon. — „Ei, Sire, ich gehorche dem Befehl Euer Majestät und brenne Kolonialwaren, wie Euer Majestät sehen,“ antwortete der kluge Pfarrer ohne Besinnen. Der Kaiser nickte und entfernte sich lachend, dessen gute Antwort ihn belustigte und entwaffnete. K.

Gemeinnütziges

Gebackener Karpfen. Nachdem der Karpfen hergerichtet, wird er in schöne Stücke geschnitten, gesalzen, eine Stunde stehen gelassen, in Mehl, Ei und Bröseln umgekehrt und auf beiden Seiten schön gelb gebacken und mit Citronenscheiben zu Tisch gegeben.

Ein augenstärkendes Mittel wird dadurch erzielt, daß man in einer Tasse Milch ein wenig Fenchel aufkocht und die Mischung erkalten läßt. Hierauf wird ein Leinwandläppchen eingetaucht und nachts vor dem Schlafengehen über die Augen gelegt und die ganze Nacht darauf gelassen. Um zu verhindern, daß die Läppchen von den Augenlidern herunterrutschen, legt man sich am einfachsten eine Augenbinde aus einem reinen Taschentuch um. Beim Erwachen wird man finden, daß der eigentümlich brennende Schmerz bei angegriffenen Augen nachgelassen hat und bei öfterer Anwendung des ganz unschädlichen Mittels bald vollständig verschwindet.

Zur Bereitung guter Hausseife erhitze man 6 Pfund Fett in 6—8 Pfund weichen Wassers zum Kochen und setze der Masse 2 Pfund Seifenstein, der vorher in 1 Liter weichen Wassers gelöst wurde, nach und nach hinzu. Nun koche man unter stetem Umrühren das Ganze zwei Stunden lang, nach deren Ablauf sich die Seifenbildung vollzogen hat. Eine herausgenommene Probe muß sich klar in Wasser lösen. Ist dieses nicht der Fall, ist die Lösung milchig oder trübe, so hat die Seifenbildung noch nicht vollständig stattgefunden und das Kochen muß unter weiterem Zusatze von etwas Seifensteinlösung bis zur vollständigen Verseifung fortgesetzt werden. Bei zu starkem Kochen steigt die Seife rasch in die Höhe und läuft dann leicht über, weshalb man einen hinreichend großen Kessel nehmen und das Feuer nicht zu stark brennen lassen muß. Um die Seife dann von dem Wasser zu trennen, setze man 1 Pfund Kochsalz hinzu und erhitze das Gemisch unter Umrühren noch einmal zum Kochen; darauf gießt man die Seife in einen feuchten Holzbottich und läßt sie drei Tage darin stehen. Hat man das Auswittern der Seife nicht gern, welches aber an sich nicht wesentlich und von keinem Nachteil ist, so rühre man zuletzt unter die nicht mehr kochende Seife etwas Stärkekleister oder Isländisch-Moos-Gallerte; die Seifensieder bedienen sich ebenfalls dieser oder ähnlicher Mittel.

(Landw. Dorfztg.)

Vexierbild.



Wer hat den Spiegel zerbrochen?

Quadraträtsel.

A	A	A	A	A
A	E	E	E	E
G	I	L	L	M
M	N	N	R	R
R	R	S	S	T

Die Buchstaben sind in die 25 Felder eines Quadrates so einzutragen, daß die entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1) Religion. 2) Familie der Singvögel. 3) Deutsche Bezeichnung für Bivouak. 4) Kampfplatz. 5) Kurort in Tirol.

Homonym.

Ich leb' gekleidet braun, schwarz, weiß,
Im dunkeln Wald, auf nord'schem Eis.
Du findest mich auch groß und klein,
Am Firmament im Silberschein.

Julius Falck.

Auflösung.

Wohl dem Menschen, dem das Blut
In den Adern hüpfet;
Der mit immer frohem Mut
Durch das Leben schlüpfet;
Der, bescheiden im Genuß,
Der, gelassen im Verdruß,
Freud' an Kummer knüpfet;
Und bei wilder Stürme Wut
An der Hoffnung Busen ruht!

(Friedr. Wilh. Gotter.)

Zweisilbige Charade.

Die Erste, die jetzt oft zu Falle kommt, enthüllt
In blendend reinem Glanz uns doch der Unschuld Bild;
Nur wo die Zweite reich entfaltet Mut und Geist,
Ist sie vollkommen erst und wahrhaft, was sie heißt.

Das Ganze ist ein Werk von kleiner Bildner Hand,
Hier oft geseh'n, doch kaum in Afrika bekannt;
Vernichtung würde nur statt Leben ihm entsprießen,
Wollt ein Pygmalion es je voll Glut umschließen.

Karl Staubach.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Arithmogriphs: **P**ardubitz, **A**rad, **R**abatt, **D**rau, **U**ri, **B**arbuda, **I**dar, **T**apir, **Z**ittau. — Des Rätsels: Rose—Eros.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.